

***STUDI DI LINGUISTICA GRECA II*, a cura di Emmanuele Banfi; Milano 1997, Francoangeli; *Materiali linguistici*. Collana a cura dell'Università di Pavia, Dipartimento di Linguistica**

Die griechische Sprachwissenschaft galt noch bis vor kurzem als ein Bereich, in dem Methoden der modernen Sprachwissenschaft relativ selten angewendet werden. Während in den Forschungen des Lateinischen in allen geschichtlichen Perioden seiner Entwicklung schon seit einigen Jahrzehnten strukturalistische (zum Teil auch schon poststrukturalistische) Arbeitsweisen und Methoden ihre Anerkennung fanden, blieb die griechische Sprachwissenschaft von derartigen Versuchen weitgehend unberührt (oder – wie manch einer Altphilologe sagen würde – verschont). Dies dürfte unter anderem mit der Tatsache zusammenhängen, daß das Griechische vor allem im archaischen und klassischen, aber auch im hellenistischen Zeitalter als ein sehr komplexes Diasystem in Erscheinung tritt, in dem man selbst nach gründlicher Forschung und Darstellung kaum zu eindeutigen Ergebnissen von allgemeiner Gültigkeit kommt. In einer solchen Lage kann sich jede Schlußfolgerung allzu leicht als ein Trugschluß entpuppen, sobald man Material aus anderen Epochen oder anderen Dialekten, manchmal sogar aus einem anderen Schriftsteller zur Forschung heranzuzieht. Vor allem kann hier die Richtigkeit ('Grammatikalität') eines Satzes oder einer Phrase nur im Rahmen eines Dialekt, eines Zeitalters als "gültig" angesehen werden und dies sogar mit allen Einschränkungen, die man für eine Korpusssprache normalerweise in Kauf nimmt.

Der Sammelband *Studi di linguistica greca II* enthält Referate, die im Rahmen des Secondo Incontro internazionale di linguistica greca, das im September 1995 an der Universität von Trento stattfand, dargestellt wurden. Die Beiträge sind für die Veröffentlichung jedoch beträchtlich erweitert und mit einer Menge an zusätzlichem Material bereichert worden.

Das Thema des Beitrags des Herausgebers (**Emmanuele Banfi, *Diacronia di un imperativo: gr. a. ἄφεζ, ngr. αζ***) ist die bekannte Grammatikalisierung der ursprünglich imperativischen Form ἄφεζ zur neugriechischen Partikel αζ im Rahmen des großen Umbruchs in der Entwicklung des griechischen Verbalsystems. Der Beitrag bietet uns eine systematische Studie aller bezeugten Beispiele; diese kommen mehrheitlich aus Papyrustexten, denen man kaum literarische Ambitionen zuschreiben würde. Dabei scheint fraglich, ob die Entwicklung wirklich so verlief, wie im Beitrag dargestellt wird (die Endungen des Coni. Praes. fallen mit Ind. Praes. zusammen, dagegen Ind. Aor. mit Ind. Fut.), da Endungen des Ind. Fut. denjenigen des Ind. Praes. gleichen. Hinzu kommt, daß das Futur ebenso am Schwenden war wie der Konjunktiv, damit bliebe Ind. Praes. das einzige vergleichbare modale Paradigma (da man mit Optativ im hellenistischen Griechisch nicht mehr rechnet). Es ist anhand der Sammlung tatsächlich zu beobachten, wie der Imperativ ἄφεζ seine lexikalische Bedeutung mehr und mehr einbüßt, obwohl dem Kontext gemäß besonders für die früheren Belege (Herodot) doch noch mit der lexikalischen Bedeutung 'zulassen, erlauben' zu rechnen wäre. Dem

Verfasser nach wurde die Bedeutung der Form ἄφες zuerst in Wendungen, in denen sie durch einen Infinitiv ergänzt ist, allmählich schwächer, dann spielte diese Form (die sich schon außerhalb des Paradigmas des Verbs ἀφίημι befand) nur noch eine grammatikalische Rolle. In ἄφες ἴνα (S. 22) wäre der Finalsatz vielleicht auch schon als ein "Infinitivsatz" zu verstehen. Dabei kann man die mit καί entstandene parataktische Struktur kaum als einen Ausweg aus der Krise des Infinitivs betrachten. Es standen ja seit dem hellenistischen Zeitalter die ἴνα-Sätze zur Verfügung, die jederzeit die Rolle des Infinitivs übernehmen konnten. Der Verfasser betrachtet den Übergang ἄφες > ας als einen klaren Fall der Grammatikalisierung. Man kann diesen Vorgang auch wirklich diachronisch beobachten, so schwierig es im Spät- und Mittelhellenischen auch sein mag. Die Grammatikalisierung verläuft erwartungsgemäß in drei Stufen: a) Verlust der lexikalischen Bedeutung, b) Dekategorisierung, c) Spezialisierung (S. 29f.) Der Verfasser hält die Tatsache für erwähnenswert, daß es statt ἄφες > ας im heutigen Griechisch einen Imperativ ἀφῆσε (von ἀφίημι) gibt. Dies ist kaum überraschend, da das Verb ἀφίημι ja die lexikalische Bedeutung vom altgriechischen ἀφίημι vollkommen übernahm. Dabei wäre jedoch die Imperativform ἄσε zu erwähnen, die auch heutzutage in Wendungen wie ἄσε τα αστεία oder ἄσε με ἴσχυο vorkommt.

Im nächsten Beitrag (*Il periodo ipotetico greco*) testet **Gualtiero Calboli** für das Altgriechische eine Hypothese, die er zuerst für das Lateinische aufstellte. Nach dieser Hypothese gab es zwischen der irrealen und potentialen hypothetischen Periode ursprünglich keinen wesentlichen Unterschied. Die irrealer Periode habe sich erst mit wachsendem Bewußtsein der Irrealität (*coscienza esplicita della irrealità*) im Sinne einer *reductio ad absurdum* allmählich entwickelt. Es handelt sich jedoch dabei, wie der Verfasser ausdrücklich bemerkt, nur um eine Tendenz. Diese Annahme versucht der Verfasser unter anderem mit der wohlbekanntem Tatsache zu rechtfertigen, daß es bei Plautus noch keine scharfe Trennungslinie zwischen der irrealen und der potentialen Periode gibt. Dies kann auch für das homerische Griechisch behauptet werden, jedoch kaum in einem derartig großen Umfang. Es gibt zwar Beispiele irrealer Perioden mit Optativ, diese sind jedoch in starker Minderheit: es überwiegt schon bei Homer die für das klassische Griechisch normale Ausdrucksweise mit dem sog. Irrealis. Auch sind die vom Verfasser angeführten zwei Belege nur teilweise gültig (der zweite hat jedoch ἀπόλοιο - εἰ μὴ ἐξήγγειλεν, also Indikativ im Nebensatz). Die Entwicklung der Konditionalsätze wird vom Verfasser dem Einfluß des philosophischen und juristischen Denkens zugeschrieben (man könnte sich dabei fragen, ob diese Denkweise wirklich ausreichend verbreitet war, um einen solch gewaltigen Einfluß auf das Sprachsystem auszuüben). Es folgt eine detaillierte Analyse der bisher vorgeschlagenen Lösungen; es werden vor allem diejenigen zurückgewiesen, die eine Erklärung der potentialen Periode mit Wucherung der Partikel ἄν besonders in Finalsätzen zu erklären versuchen. (S. 42) Der Verfasser geht von der Annahme aus, daß die Negation in der realen hypothetischen Periode οὐ sei. Dies würde nur zutreffen, wenn damit die Negation im Hauptsatz (apodosis) gemeint ist, denn im Nebensatz (protasis) ist die

Negation auch in der realen Periode zweifellos ((fast) ausnahmslos) μή. Auch Chantraine (1963) betrachtet den Gebrauch des Ind. Pret. Dieser hat sich jedoch im Griechischen nicht behauptet und wird zumindest in der deskriptiven Grammatik meistens als eine homerische Eigenart bezeichnet.

Sonia Cristofaro (*Un caso die teoria prototipica: aspetti pragmatici e semantici della distribuzione ὄτι/ὡς*) beschäftigt sich mit der Analyse des Gebrauchs dieser Konjunktionen in Objektsätzen (Subjektsätzen). Sie beginnt mit der Feststellung, ὡς werde in "subjektiv" (contra-fattuale), ὄτι dagegen "objektiv" (fattuale) bewerteten Sätzen verwendet. (subjektiv: immer ὡς, objektiv: ὄτι oder ὡς). Es wäre jedoch in solchen Untersuchungen zu raten, etwas differenzierter vorzugehen (etwa nach dem Schriftsteller), denn es kann sich dabei ja auch um den persönlichen Geschmack eines bestimmten Schriftstellers handeln. Die Verfasserin versucht, die Distribution der ὄτι und ὡς in den Beispielen, wo sie als 'fattuale' verstanden werden können, mit Hilfe der Eigenschaften zu klären, die zur kommunikativen Struktur des Textes gehören. Sie verwendet dafür drei Kriterien, die sie als binäre Opposition darstellt: +/- Fokus, +/- Thema, +/- Bekannt (Fokus : Nicht-Fokus, Thema-Rhema, bekannt-unbekannt). Sie wendet diese Oppositionen in zahlreichen Belegen an, wo sie klar zu Tage kommen. Es bleibt dabei, wie im kommunikativen Aufbau eines Satzes es eben immer der Fall ist, ein wenig Unsicherheit, denn obwohl die Mehrheit der Analysen stichhaltig ist, könnten einige Belege durchaus auch anders gedeutet werden. Ebenso scheint die Schlußfolgerung (S. 58): "Poichè però in ambito non fattuale e controfattuale è ammesso uno solo di essi, è lecito aspettarsi che anche in ambito fattuale i loro usi permangano in qualche modo distinti." nicht ohne weiteres zwingend zu sein. Die ausgewählten Beispiele werden ausführlich erklärt, jedoch wären bei einigen davon auch andere Interpretationen möglich. So wird z. B. 9b (S. 62): "l'informazione convogliata dalla proposizione completiva rappresenta il punto di avvio della comunicazione ed è ignota agli interlocutori" wohl nicht stimmen, denn davon wird in der behandelten Demosthenes' Rede eben die ganze Zeit diskutiert. Im Großen und Ganzen kann dieser Beitrag als sehr informationsreich gelten. Die Verfasserin bemühte sich, in der Beurteilung der Theorien und in der Deutung der Belege möglichst objektiv zu bleiben. Dies ist ihr (mit wenigen Ausnahmen) auch vollkommen gelungen.

Den umfangreichsten Beitrag dieser Sammlung (*Alcune considerazioni sull'ordine delle parole in greco classico*) verdanken wir **Pierluigi Cuzzolin**. Seine Absicht ist es, einige Methoden der modernen Sprachwissenschaft auf die Wortstellung im Altgriechischen anzuwenden. Wie schon aus dem Titel des Beitrags hervorgeht, sind in seiner Arbeitsweise typologische Ansätze im Sinne von J. Greenbergs Typenklassifizierung unverkennbar. Der Verfasser beschränkte sich auf die relative Anordnung des Verbs und Subjekts und ließ die heikle Frage der Stellung des Objekts beiseite. Der Verfasser pflichtet zwar der Grundannahme Greenbergs bei, daß es möglich ist, zwischen genetisch unverwandten Sprachen Ähnlichkeiten in der Beziehung zwischen

Wortstellung und anderen syntaktischen Regeln festzustellen. Es kann als ein Erfolg Greenbergs Theorie schon die Tatsache gelten, daß Ausdrücke wie ‘SVO-’ oder ‘SOV-Sprachen’ aus der heutigen Sprachwissenschaft kaum mehr wegzudenken sind. Andererseits ist sich der Verfasser auch der Schwächen dieses typologischen Ansatzes vollkommen bewußt. Denn besonders hier hat sich gezeigt – wie der Verfasser mit vollem Recht feststellt –, daß es in der Sprachtypologie nicht einfach ist, eine im Grunde holistische Idee mit einer empirischen Arbeitsweise, die sie voraussetzt, in Einklang zu bringen. Außerdem ist eine in ihrer Darstellung streng formalisierende Theorie selten in der Lage, die Toleranz zu erklären, die manche Sprachen für verschiedene Stellungsvarianten zeigen; dazu variiert selbst dieser Toleranzgrad von einer Sprache zur anderen erheblich. Das Altgriechische ist in dieser Hinsicht besonders problematisch, denn es kann in dieser Sprache nicht einmal das Grundmuster mit Sicherheit festgelegt werden. Der Verfasser geht zwar von der Annahme aus, daß dieses Muster SOV ist, es gibt jedoch auch heutzutage Versuche, das Altgriechische unter die SVO-Sprachen einzureihen. Jedenfalls scheint weder die eine noch die andere Theorie eindeutig bewiesen werden zu können. Wie der Verfasser bemerkt, erwies sich Greenbergs Theorie besonders in den sogenannten ‘non-configurational languages’ als schlecht anwendbar. Um diesen Schwächen beizukommen, schlägt der Verfasser den Weg der funktionell-kommunikativen Analyse der minimalen selbständigen Mitteilungseinheiten einer Sprache vor. Eine solche Methode könnte vor allem die “*variazione dell’ ordine basico*” erklären. Als den größten Vorteil einer solchen hebt der Verfasser ihre Fähigkeit hervor, Variierungen innerhalb einer Sprache zu erklären. Im Verhältnis zu der rein syntaktisch orientierten Greenbergschen Methode stellt sich, wie der Verfasser mit vollem Recht feststellt, eine Frage von grundlegender Bedeutung: es geht nicht darum, welche von beiden Methode “richtig” ist, sondern inwieweit beide Methoden vereinbar sind, denn sie scheinen nicht auf derselben Analyseebene zu wirken. Dabei scheint der Verfasser der Meinung zu sein, daß es nicht möglich ist, die Regelung der Wortstellung in einer Sprache auf eine rein pragmatische Grundlage aufzustellen. Wie aus dem Beitrag hervorgeht (S. 77), müssen nach Siewierska (1993) bei jeder Wortstellungsforschung Entscheidungen im Rahmen der grundsätzlichen drei Koordinaten gelöst werden: A: Opposition oder verschiedene gleichwertige Möglichkeiten? B: Wie geht man vor, wenn es für eine Wortstellungsvariante mehrere mögliche Erklärungen gibt? Wie beschreibt man den Vorgang einer “Umstellung”/“Bewegung”? C: Wie definiert man die Anfangsstellung einer Konstituente? Der Verfasser weicht auch der Problematik der im Altgriechischen sehr häufig vorkommenden “diskontinuierlichen Konstituenten” nicht aus. Hier (wie später noch öfter) verweist er auf die Arbeit von Helma Dik (1995) über die Wortstellung im Altgriechischen. Dabei stellt sich allerdings eine Frage nach dem Verhältnis zwischen der Wortstellung (*ordine delle parole*) und Reihenfolge der Satzkonstituenten (*ordine delle costituenti*). Als ein wichtiger Faktor wird anschließend das “Gewicht” einer Konstituente dargestellt. Diese Betrachtungsweise taucht in den Wortstellungsfor-

schungen des 20. Jahrhunderts immer wieder auf, wenn auch unter verschiedenen Benennungen: das Behaghelsche Gesetz (auch ‘Gesetz der wachsenden Glieder’ genannt), ‘heaviness’, ‘principle of increasing complexity’. In der Definition entscheidet sich der Verfasser für syntaktische Komplexität und nicht für bloße Anreihung gleichwertiger Bestandteile einer Konstituente. Auch das Problem der nachgestellten Nominativform des Personalpronomens (S. 84) wird in diesem Zusammenhang ausführlich behandelt. Danach stellt der Verfasser nochmals das Grunddilemma dar: sollte man die Wortstellung formell-syntaktisch oder pragmatisch beschreiben? Er entscheidet sich für die zweite Möglichkeit, wobei er sich bewußt ist, daß es im Altgriechischen auch Fälle gibt, wo die formell-syntaktische Darstellung möglich wäre. Unter den auf S. 85 erwähnten Sprachwissenschaftlern, die sich mit der Wortstellung im Altgriechischen befaßten, vermißt man die Arbeit von H. Ammann über die Wortstellung bei Homer; diese behandelt zwar dichterische Texte, ist jedoch von methodologischer Seite her wegweisend.

Die Stellungsvarianten SV/VS werden anschließend hinsichtlich vier verschiedener theoretischen Gesichtspunkten überprüft: Typologie, das sog. EIC-Prinzip von Hawkins, Hypothese der Nicht-Akkusativität (inaccusativity) und die Theorie of ‘theticity’ (theoretisch auf den Arbeiten von Sasse fundiert). Im dritten Teil der Abhandlung folgt eine Analyse der Wortstellung in zwei ausgewählten Texten aus dem *Corpus Hippocraticum*. Diese Wahl ist überaus sinnvoll, denn es handelt sich um stilistisch verhältnismäßig wenig gehobene Texte (obwohl *Corpus Hippocraticum* manchmal als ein Muster der ionischen Prosa – also einer Kunstprosa – angesehen wird). Es wurden absichtlich Beispiele aus der Untersuchung ausgeschlossen, in denen das Satzsubjekt ein Nebensatz ist, denn Einbeziehung solcher Fälle hätte eine Änderung der Kriterien nach sich gezogen. Der Verfasser war sich bewußt, daß man im Rahmen einer derartigen Untersuchung dem Problem der Ellipse bzw. impliziten Kennzeichnung des Subjekts nicht ausweichen darf, da das Griechische unter Sprachen gehört, die heute gerne ‘PRO-drop languages’ genannt werden. Die Ergebnisse der Untersuchung werden statistisch dargestellt, wobei das Verb als umgestellt gedeutet wird. Die Analyse, die dieser Kapitel enthält, würde eine genaue Überprüfung verdienen, die jedoch den Rahmen dieser Rezension sprengen würde und aus diesem Grund hier nicht unternommen wurde. Als Schlüsse der Untersuchung werden folgende Feststellungen angeführt: a) Die Stellung V-S kann im Altgriechischen ähnlich erklärt werden wie in anderen europäischen Sprachen. b) Wenn diese Stellung in einem bestimmten Kontext regelmäßig vorkommt, wird sie wahrscheinlich von pragmatischen (nicht von syntaktischen) Faktoren motiviert sein. c) Es zeigen sich einige Wortstellungsmuster, die im Neugriechischen grammatikalisiert wurden, die jedoch im Altgriechischen immer noch eine Minderheit darstellen. Diese Abhandlung kann als eine methodologisch sehr reiche, bemerkenswert klare und methodologisch geordnete Übersicht moderner Theorien der Wortstellung gelten.

Den Beitrag *Notes on Greek Participial Constructions* von Helena Kurzová merkt man sich besonders wegen seiner beträchtlichen Originalität. Er ist sprachwissenschaftlich, aber nicht zuletzt auch didaktisch interessant. Die Untersuchung konzentriert sich auf die Analyse des Partizips und stellt sich als Ziel, die verschiedenartige Gebrauchsweise des griechischen Partizips zu erklären. Es wird von der bekannten Tatsache ausgegangen, daß sich in diesem Bereich das Altgriechische vom Neugriechischen wesentlich unterscheidet, obwohl in eine detaillierte Erklärung dieser Tatsache verständlicherweise nicht eingegangen wird. Die Verfasserin ist der Meinung, daß Ursachen des fast vollkommenen Schwunds des Partizips aus dem Griechischen wohl innerhalb des syntaktischen Systems zu suchen sind und daß die lautliche Entwicklung dabei eine untergeordnete Rolle spielte. Es wird auch zugegeben, daß die Erklärung dafür schwieriger zu finden ist als beim Infinitiv, da es für das altgriechische Partizip im Neugriechischen keine Konstruktion gibt, die man eindeutig als seinen Nachfolger betrachten könnte (wie für den Infinitiv die Sätze mit $\nu\alpha$ oder $\omega\varsigma$ sind). Zu den in diesem Beitrag dargebotenen Erklärungen werfen sich durchaus einige Fragen auf, vor allem (S. 108) die Frage, ob man das Verhältnis zwischen Akkusativ und Infinitiv im *accusativus cum infinitivo* (AcI) wirklich ‘Kongruenz’ nennen kann, und ob $\omega\varsigma$ mit einem Partizip wirklich nur eine ‘subordinate conjunction’ ist. Zu den Ausführungen über *accusativus cum infinitivo* und *genetivus absolutus*, die einen Übergang der ‘subordinate clause’ in die ‘sphere of the infinitive’ möglich machen, wäre zu bemerken, daß das Lateinische ebenso die AcI-Konstruktion kennt. Die Verwendung dieser Konstruktion ist im Lateinischen sogar verbindlicher als im Griechischen, dennoch haben sie romanische Sprachen auch nach dem Aussterben des AcI den Infinitiv als morphologische und syntaktische Charakteristik des Verbalsystems behalten. Die von der Verfasserin dargelegte Auffassung des Gebrauchs des Partizips sucht ihre Grundlage in dem von Meillet entwickelten Begriff der ‘appositionellen Satzstruktur’, d. h. einer Satzstruktur, in der Erweiterungen von appositionell angereihten prädikativen Partizipien erfolgen. Dadurch entstehen im Altgriechischen Sätze, die auf die (leider allzu wenigen) Gymnasiasten, die diese Sprache lernen, äußerst befremdend wirken. Die Verfasserin illustriert diesen Satzbautyp mit einer Stelle aus Lysias’ Rede gegen Eratosthenes, die in wörtlicher Übersetzung etwa wie folgt lauten würde (1, 1, 13): “Und ich, davon nichts ahnend oder verdächtigend, schlief gemütlich ein, aus dem Acker gekommen seiend.” Dabei steht diese Rede der Umgangssprache sehr nahe, man kann also diesen Satzbau nicht als ein Schmuckmittel abschreiben. Dabei würde man der Behauptung nicht ganz zustimmen, daß griechische Partizipien relativ selten ihre eigenen Ergänzungen haben (S. 109: “Greek participles do not as a rule form their own verbal phrase with dependent nominal constituents.”). Es wäre auch zu erwähnen, daß das Partizip hinsichtlich seiner Verwendung auch innerhalb des Altgriechischen eine gewisse Entwicklung durchgemacht hat und daß es vielleicht ein wenig zu verallgemeinernd klingt, wenn jemand diesen Zustand dem Altgriechischen *en bloc* zuschreibt. Dieses ‘appositionelle’ Anreihen betrachtet die Verfasserin typologisch als

einen archaischen Satzbautyp. Den Ursprung solcher Strukturen sucht die Verfasserin in erzählenden Texten, wo die Umstände durch Partizipien ausgedrückt werden, die auf irgendeine Weise zur Verwirklichung der Haupthandlung beitragen, während in Texten von nicht-narrativem Charakter Partizipia meist zur Charakterisierung einer Person oder Sache dienen. Im nächsten Kapitel wird das anaphorische Partizip (illustriert mit mehreren Beispielen aus Herodot) mit der Verwendung sogenannter ‘converbs’ in den Eskimosprachen angeführt. Dabei scheint vielleicht die Annahme nicht ausreichend begründet, Herodots Sprache sei ‘highly stylized’, denn der Stil Herodots erinnert wohl mancherorts an die λέξις εἰρομένη jonischer Logografen. Die Verfasserin untersucht anhand angeführter Beispiele, in was für einem Kontext ein derartiges ‘anaphoric participle’ am häufigsten vorkommt. Im nächsten Abschnitt stellt sie Beispiele aus Homer und Herodot dar, in denen das Partizip mit dem finiten Verb synonym ist. Die Aufgabe eines solchen Partizips scheint es zu sein, die Bedeutung der Handlung hervorzuheben. Es handelt sich um Beispiele wie das bekannte homerische καὶ μιν φωνήσας ἔπεα πτερόεντα προσηύδα. Die Belege sind nach der Bedeutung des Verbs in drei Gruppen geordnet: Aussageverben (*verba dicendi*), Verben der Bewegung, Verben der mentalen Tätigkeit (*verba sentiendi*). Es ist hier allerdings zu bemerken, daß diese Synonymie in manchen von den angeführten Beispielen eigentlich nicht vollkommen ist, deshalb wäre das Hervorheben der Haupthandlung wohl nicht das einzige Motiv für derartige Konstruktionen. Im nächsten Kapitel wird eine weitere Besonderheit des griechischen Partizips behandelt, nämlich die ‘Dekategorisierung’, wo das Verb, das als Partizip vorkommt, seine lexikalische Bedeutung verloren zu haben scheint (Beispiele wie ἦκε φέρων, τυγχάνω φέρων usw.). Wieder findet die Verfasserin typologische Parallelen für diesen Gebrauch in verschiedenen modernen Sprachen (Yatye, Yoruba, Efik). Solche Konstruktionen werden hier ‘serializations’ genannt.

Der überwiegend statistisch orientierte Beitrag *La proposition infinitive chez Homère* von **Françoise Letoublon** befaßt sich mit Infinitivkonstruktionen bei Homer. Die für diesen Beitrag nötigen statistischen Angaben wurden mit Hilfe der digitalen Datensammlung *Thesaurus linguae Graecae* herbeigeschafft. Das Problem der Suchparameter, mit dem man sich am Anfang derartiger Untersuchungen notwendigerweise auseinandersetzen muß, löste die Verfasserin, indem sie sich auf Infinitivformen auf -έμεναι beschränkte. Um die Anzahl der Beispiele übersichtlich zu halten, untersuchte sie aus dem Homerischen *corpus* nur Ilias. Die Beispiele in der Darstellung sind nach Bedeutungsgruppen und nach der syntaktischen Komplexität der Konstruktion geordnet, in der sie teilnehmen: Modal- und ihnen verwandte Verben, Verben mit der Grundbedeutung ‘geben’ usw. Es folgen Beispiele der Infinitivkonstruktion mit jussiven Verben, die in der Darstellung aus etymologischen Gründen noch von *verba dicendi* im engeren Sinne getrennt sind. Im zweiten Teil des Beitrags werden die reichlich illustrierten statistischen Angaben kommentiert. Die Verfasserin versucht, die Lage bei Homer vor allem diachronisch zu deuten. Ihre Diskussion verläuft überwiegend im

Rahmen der Debatte über den Ursprung des Infinitivs aus dem Kasussystem.

Lucio Melazzo vergleicht in seinem auch für vergleichende Sprachwissenschaftler interessanten Beitrag *Sulla possibilità di coordinazione di vocativo e nominativo in greco antico* bestimmte homerische Stellen mit Stellen aus dem Vedischen und Avesta. Das Problem, mit dem der Verfasser sich befaßt, betrifft vor allem die homerische Dichtersprache mit ihrem manchmal sehr formelhaften Versbau. Er behandelt eine sprachliche Besonderheit, die ein Überbleibsel gemeinsamer indogermanischer Dichtung sein dürfte, da sie bei Homer ebenso wie in Avesta und im Vedischen vorkommt: es wird oft in einer Anrede auf mehrere Personen (Götter oder Menschen) der Vokativ nur für den ersten in der Gruppe verwendet, während die anderen Namen die Nominativform aufweisen. Diese Besonderheit wird normalerweise mit der Anwesenheit der Konjunktion **k^we* erklärt, mit der die Namen koordiniert werden. Diese Theorie läßt jedoch Stellen unerklärt, wo diese Konjunktion zwei Vokativformen miteinander verbindet. Der Verfasser schließt die Möglichkeit aus, eine solche Koordination der Vokative als Neuerung zu deuten, da vergleichbare Stellen auch im Vedischen und in Avesta zu finden sind. Er bevorzugt eine kontextuell-pragmatische Lösung: es werden meistens in denjenigen Fällen Vokative koordiniert, wo die mit ihnen angeredeten Personen nicht als eine Gruppe aufgefaßt werden können. Im Vedischen und Avestischen findet man dazu Stellen, wo Vokativ als nachfolgend einem Nominativ beigeordnet wird oder ein Vers mit einem Vokativ beginnt, danach jedoch mit einer Akkusativ- oder sogar Nominativform weitergeführt wird. Da in allen diesen Fällen ebenso die Konjunktion **k^we* vorkommt, kann sie um so weniger als Ursache der Koordinierung mit Nominativ gelten. Der Verfasser versucht in seinem Beitrag zu einer umfassenden Deutung solcher Fälle zu kommen. Er nimmt an, derartige Fälle seien gewissermaßen komprimierte Darstellungen ursprünglich parataktischer Sätze.

Der Beitrag *Temporalité relative et temporalité absolue en grec ancien* von **Dagmar Muchnová** ist vor allem terminologisch orientiert. Er befaßt sich sowohl mit antiken als auch mit modernen Termini, mit denen die Kategorien des grammatischen Zeitverhältnisses benannt werden. Als Beispiel dienen der Verfasserin Aussagen in Form von Haupt- und Nebensätzen, die eine vergangene Handlung ausdrücken. Sie befaßt sich mit dem Unterschied zwischen moderner (west-)europäischen Sprachen, die das relative Zeitverhältnis dem absoluten bevorzugen, und mit dem Altgriechischen, wo 'temporalité relative' eher eine Ausnahme ist. Um das relative Zeitverhältnis vom absoluten Zeitverhältnis trennen zu können, unterscheidet die Verfasserin drei Ebenen der Aussage: a) des Sprechenden (*qui rapporte*), b) des Subjektes des Hauptsatzes (*la personne dont on rapporte les paroles*), c) des Subjektes des Nebensatzes. Anschließend setzt sie sich mit den Deutungen kritisch auseinander, die C. Ruijgh und Y. Duhoux in ihren Arbeiten vorschlugen. Sie stellt dabei vor allem den Ausdruck 'absoluter Zeitgebrauch' in Frage; deshalb bevorzugt sie eine Erklärung mit dem Begriff der Perspektive (*point de vue*) des Erzählers und Subjekts des Hauptsatzes. Es folgt eine interessante Analyse einiger homerischen Stellen, wo der Zeitgebrauch nicht

demjenigen des klassischen Attisch entspricht. Dabei hebt die Verfasserin die Tatsache hervor, daß bei Homer Konstruktionen der *verba dicendi* mit ὅτι/ὡς verhältnismäßig selten sind, da in diesen bei Homer Infinitivkonstruktionen überwiegen. Dem homerischen Griechisch stellt die Verfasserin das klassische Attisch entgegen, das einen relativen Zeitgebrauch zwar zuläßt, jedoch in der Regel nicht nach *verba dicendi*. Die Fälle des relativen Gebrauchs werden sogar in der neutestamentischen *koine* entdeckt.

Alessandro Parenti behandelt in seinem Beitrag *Note sulla sintassi dei dimostrativi greci* den adnominalen Gebrauch griechischer Demonstrativpronomina. Der Verfasser weist darauf hin, daß eine Verwendung des bestimmten Artikels zusammen mit einem Demonstrativpronomen (einem οὗτος ὁ ἀνὴρ würde wortwörtlich ‘dieser der Mann’ entsprechen) zwar selten ist, daß jedoch das Altgriechische nicht die einzige Sprache ist, die sie kennt. Es werden dafür Ausdrücke wie ‘Hyperdetermination’ ‘doppia determinazione’ verwendet. Der Verfasser betrachtet es als seine Aufgabe, eine logische Erklärung für diese offensichtliche Redundanz zu finden. Er stellt die bisher angebotenen Antworten auf diese Frage dar: a) ein Demonstrativpronomen in adverbialer Funktion (einer Enallage ähnlich), b) eine zyklische Entwicklung des Artikels (Rijkhoff nach Greenberg). Diese These wird hier als – wenigstens für das Altgriechische und einige anderen europäischen Sprachen – völlig unzureichend zurückgewiesen. Anstatt dieser Hypothesen bemüht sich der Verfasser, zu einer originellen Lösung des Problems auf der Ebene der Syntax zu kommen. Diese Lösung knüpft er an Trubetzkojis dreifaltige Klassifizierung der Syntagmen (syntagmes determinatifs, s. prédictatifs, s. sociatifs) an. Es sei in diesem Bezug ein ‘syntagme sociatif’ des appositiven Typs denkbar. In diesem Sinne wäre οὗτος ὁ ἀνὴρ etwa mit ἡμεῖς οἱ στρατηγοί zu vergleichen. Demgemäß zeigt sich das Demonstrativpronomen als dem Nomen völlig ebenbürtig. Daß die primäre Funktion des griechischen Demonstrativs pronominal ist, beweist der Verfasser sowohl aufgrund theoretischer Überlegungen als auch mit einer statistischen Analyse der Texte Herodots und Lysias’. Es wird anschließend über das Verhältnis zwischen dem Kern und der Ergänzung einer Nominalgruppe diskutiert. Der Verfasser kommt zum Schluß, daß es durchaus möglich ist, in οὗτος ὁ ἀνὴρ das Pronomen οὗτος als ‘head’ zu betrachten, woraus jedoch nicht hervorgeht, daß das Substantiv automatisch zu einem ‘modifier’ wird. Es handelt sich vielmehr um eine syntaktische Äquivalenz. Diese Behauptung wird durch eine analytische Darstellung vergleichbarer Wortgruppen im Ungarischen, Rumänischen und Arabischen unterstützt. Zum Schluß befaßt sich der Beitrag mit diesem grammatischen Phänomen im Neugriechischen, wo eine Äquivalenz innerhalb der Gruppe Demonstrativ + Nomen in Ausdrücken wie αὐτός ἐδῶ ὁ ἀνθρώπος zu Tage kommt.

Der Sammelband *Studi di linguistica greca II* ist für Spezialisten, die sich mit der griechischen Sprache befassen, ebenso interessant wie für allgemein orientierte Sprachwissenschaftler, für die das Altgriechische eher am Rande ihres Interesses liegt. Ein klassischer Philologe findet in dieser Sammlung eine Fülle Antworten auf die zu beantwortenden Fragen sowie Anregungen für weitere Forschungen. Der allgemeine

Sprachwissenschaftler wird sich seinerseits aus diesen Beiträgen ein Bild darüber machen können, wo die ungelösten Probleme des Altgriechischen liegen. Man stößt in diesen inhaltlich zwar verschiedenen Beiträgen immer wieder auf zweierlei Fragestellungen: einerseits ein bemerkenswerter ‘appositioneller’ Satzbau des Altgriechischen, die manche auf den ersten Blick seltsame syntaktische Erscheinung mit sich bringt, andererseits pragmatisch stark differenzierte Funktionen der Satzkonstituenten. Jeder, der sich mit diesen Beiträgen auch nur oberflächlich vertraut gemacht hat, wird zusammen mit dem aktuellen Rezensenten hoffen, daß dieser Sammelband nicht der letzte seiner Reihe ist.

Matjaž Babič

GRAMÁTICA DESCRIPTIVA DE LA LENGUA ESPAÑOLA, dirigida por Ignacio Bosque y Violeta Demonte, publicada por la Real Academia Española, Colección Nebrija y Bello. Madrid: Espasa Calpe, 1999

La *Gramática Descriptiva de la Lengua Española* es una obra muy extensa de 5351 páginas más las páginas de introducción, relación de autores e índice de contenidos, publicada en tres volúmenes y dirigida por dos eminentes lingüistas españoles Ignacio Bosque Muñoz, Catedrático de Lengua Española en la Universidad Complutense de Madrid y miembro de la Real Academia Española, y Violeta Demonte Barreto, Catedrática de Lengua Española en la Universidad Autónoma de Madrid.

Los directores, además de ser autores de varios artículos de la obra, presentaron el proyecto de la elaboración de una gramática descriptiva del español en 1993 cuando el director de la Real Academia Española era Lázaro Carreter que decidió que la publicación de una obra de tal envergadura debería pasar por la RAE. Seis años más tarde, en octubre de 1999, el proyecto se concluye y Lázaro Carreter, entonces ya ex director de la RAE, se encarga de introducir la obra. El Instituto Universitario Ortega y Gasset acogió el proyecto desde el principio en su sede de Madrid y el Ministerio de Educación y Ciencia (luego de Educación y Cultura) se encargó de una parte importante de la financiación.

La *Gramática Descriptiva de la Lengua Española* es, según las palabras de los propios directores, la gramática más detallada que se haya escrito sobre el español y, si se descuentan algunas gramáticas francesas clásicas, una de las obras más exhaustivas que se hayan publicado nunca para cualquier idioma. Tiene cuatro características fundamentales: es una obra colectiva, un estudio descriptivo del idioma, una obra de múltiple acceso y una obra que incorpora nuevos temas en la gramática del español.

Los autores de esta gramática son 73 renombrados lingüistas y gramáticos españoles y latinoamericanos. Los dos directores se encargaron de coordinar los textos de todos los autores y darles homogeneidad y cohesión. Aún siendo colectiva la